

Die Veröffentlichung des Stückes ist demnach besonders jetzt, Ende 1983, wo mit eisernem Besen über die Bevölkerung wie über die Partei hinweggekehrt wird, zu begrüßen. Wir sehen nach einem hoffnungsvollen literarischen Neubeginn möglicherweise wieder Jahren großer Zurückhaltung entgegen, die keinen Boden für Kritik und Satire abgeben dürften.

Im übrigen sollte bei weiteren Gemeinschaftsarbeiten vor der Veröffentlichung das Deutsche besser poliert werden; es scheint das Chinesische in den Konstruktionen durch, und nicht einmal die Ortsnamensschreibung (z.B. S.91, 130) ist einheitlich durchgehalten.

Helmut Martin, Bochum

Perrin, Noel

Keine Feuerwaffen mehr. Japans Rückkehr zum Schwert, 1543-1879

A. d. Engl. übers. v. Udo Rennert

Frankfurt a.M.: Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft 1982 (engl. zuerst 1979). 113 S.

Dieses Buch ist ein politisches; es wendet sich an alle, "die an Möglichkeiten zur Kontrolle der Technik interessiert sind" (S.107). Der Autor verweist wiederholt auf "Parallelen" zum gegenwärtigen "Kernwaffendilemma" (S.7), und es ist daher gerechtfertigt, sein politisches Resümee vorwegzunehmen: "Erstens, daß wirtschaftliches 'Nullwachstum' durchaus mit einem glücklichen und zivilisierten Leben vereinbar ist. Und zweitens, daß menschliche Wesen weniger die passiven Opfer der eigenen Kenntnisse und Fertigkeiten sind, als die meisten Leute im Westen annehmen." (S.95) Zur Beweisführung dient dem Verfasser ein Randereignis der japanischen Geschichte. Die ersten sechs Kapitel stellen die Geschichte der Feuerwaffen in der japanischen Kriegskunst dar: von ihrer Einführung durch Portugiesen auf Tanegashima 1543 und ihrer schnellen Vervielfältigung über ihre ersten Einsätze in der Bürgerkriegszeit mit dem Höhepunkt 1575, als Oda Nobunaga die Schlacht von Nagashino dank 3.000 Elite-Arkebusieren für sich entschied, bis zur allmählichen Verringerung der Produktion und der technologischen Stagnation der Feuerwaffen während des Tokugawa-Shôgunats. Daß ab 1607 die japanischen Büchenschmiede in Nagahama unter Aufsicht eines Beauftragten für Feuerwaffen konzentriert wurden und dort im Auftrag des

Bakufu recht bescheidene Mengen an Waffen herstellten, setzt Perrin gleich mit der Absicht des Bakufu, von diesen Waffen Abstand zu gewinnen. So gingen die Aufträge des Bakufu seit Ende des 17. Jahrhunderts drastisch zurück. Auch in Sakai, das sich dem Monopol Nagahamas zunächst erfolgreich widersetzte, gab es im 18. Jahrhundert nur noch 15 Büchenschmiede. Seit dem letzten Einsatz in Shimabara 1637 seien Feuerwaffen nur noch für die Jagd und fürs militärische Zeremoniell gebraucht worden. Als Gründe für diese Abkehr betrachtet der Autor den Widerstand der samurai gegen die "plebejischen", weil von Bauern und niederen samurai gehandhabten Feuerwaffen, die gegebene Möglichkeit, Japan auch "konventionell" zu verteidigen, den hohen Symbolwert des Schwertes als Statussymbol des samurai, die bewußte Abkehr von Entwicklungen aus dem Westen und die in den Augen der Japaner mangelnde Ästhetik der neuen Waffen.

Erst nach der erzwungenen Öffnung 1853 hätten sich die Japaner auf ihr altes Wissen um die Feuerwaffen wiederbesonnen.

Japan bewaise, folgert Perrin im letzten Kapitel, daß Fortschritt auch selektiv möglich sei: trotz der bewußten Verdrängung der modernen Waffen sei die Tokugawazeit reich an segensreichem Fortschritt gewesen, "ein selbstgenügsames und wirtschaftlich autarkes Land" (S.94). Leider hat sich der Autor zweifach geirrt. Japan war unter den Tokugawa durchaus kein Idyll. 80% der Bevölkerung - die Bauern - "suffered abominably", wie Storry sagt, an diesem System. Zweitens waren die Feuerwaffen bis 1853 durchaus nicht militärisch tabu. Sie wurden mangels Schlachten nur nicht eingesetzt, waren aber vorhanden (wie Cleavelands Expeditionsbericht von 1800 dies z.B. für die Satsuma-samurai bestätigt) - und spielten sofort in den blutigen Kämpfen der Vor-Meiji-Jahre eine erhebliche Rolle. Darüber hinaus hat Perrin zwei Konsequenzen seiner Darstellung übersehen. Gesteuerte technologische Stagnation ist nur möglich in einem konsequent zentralistischen und monistischen Staat, wie es Tokugawa-Japan im Ideal sein sollte; zweite Voraussetzung ist die außenpolitische Isolation. Beide Voraussetzungen sind heutzutage im Wortsinn utopisch. Sie sind auch nicht wünschenswert.

Reinhard Zöllner, Kiel